

So tief verankert wie das biblische Personal

Literarisches und musikalisches Ereignis: Die Übersetzung einer jiddischen Liedersammlung sichert Erinnerung und Zukunft gemeinsam.

Paris 1948. Saul Bellow hasste die Stadt. Er fand die Pariser arrogant, kleinbürgerlich, verbittert, engstirnig, antisemitisch. Er hatte ein Guggenheim-Stipendium, schrieb missmutig über die *condition humaine* in einem Roman, der in einem Krankenhaus spielte. Bellows Frau Anita arbeitete für die amerikanische Hilfsorganisation Joint. Jeden Tag kam sie mit den gebrochenen Menschen in Berührung, die als Überlebende der Lager nach Paris gekommen waren. „Ich stehe mit allen jüdischen Krankenhäusern in Paris in Kontakt“, berichtete sie nach New York. Bellow saß schlecht gelaunt in Cafés oder seinem Schreibzimmer, das er in einem billigen Hotel für einen Dollar am Tag gemietet hatte, und laborierte unter den literarischen Standards, die Henry James gesetzt hatte. Bei James konnte man auch nachlesen, wie die Bürde der europäischen Geschichte und die Pariser Gesellschaft unbeschwerter Amerikaner fertig machten.

Ein Straßenkehrer erlöste Bellow. Er hatte einen Hydranten geöffnet. In der Sonne glitzerte der sprudelnde Strom, der den Schmutz der Nacht davontrug. Bellow dachte an einen pfiffigen Jungen aus seiner Kindheit, einen *free spirit*, der das Leben in seinem Stil meisterte: „Hey, ich habe einen Plan.“ Der Krankenhausroman landete im Müll, „Augie March“ war stattdessen da: „I am an American, Chicago born ... and go at things, as I have taught myself, freestyle“ – eine amerikanische Selbstschöpfung ohne Europa.

In der rue Guy Patin 9 liefen damals ähnliche Prozesse ab, obgleich auf literarischen Umwegen. Das Haus, 1899 von der Familie Rothschild als Heim für junge jüdische Frauen gebaut, beherbergte nach 1945 Überlebende der deutschen Lager und wurde, weil sie fast alle schrieben, zu einem der wichtigsten Horte des Überle-

bens der jiddischen Sprache. „Toit familial“ (Dach der Familie) hieß das Haus um 1900. Zwischen 1945 und 1952 fungierte es dann als ein Dach, unter dem jiddische Schriftsteller, Journalisten, Tagebuchschreiber jeder für sich und doch gemeinsam ihre Erinnerungsarbeit leisteten. Sprache braucht das Kollektiv, und Erinnern braucht nicht zuletzt Alltagsgespräche und Kochgerüche, die *recherche*, Wiederfinden und Heraufholen, auslösen.

In Hunderten von Werken beschrieben die Autoren ihr Überleben in Ghettos und Lagern und rekonstruierten im Detail die zerstörte ostjüdische Welt. Es war ein Auskehren und Ausputzen, ein Befreien von einer Last, ein breiter literarischer Strom, der den Schmutz der Nacht wegrug und sie befreite. Denn Paris war nur Transitstation zu einem neuen Leben in Übersee und Israel. Eine Topographie dieser jiddischen Erinnerungsarbeit in Paris gibt es noch nicht. Doch einzelne Werke daraus liegen schon länger auch auf Deutsch vor, darunter Abraham Sutzkevers Zeugnis „Wilner Getto 1941–1944“ (2009) und das sechsbändige Werk „Oysgebrente likht“, 1947 bis 1952 von Mordechai Strigler verfasst, das mit dem fulminanten Band „Majdanek“ beginnt (2016).

Jetzt ist bei Hentrich & Hentrich ein weiterer Solitär dieser Art erschienen: Shmerke Kaczerginski „Dos gezang fun vilner geto – Lieder aus dem Wilnaer Ghetto“. Bei dieser zweisprachigen Ausgabe haben die beiden Herausgeber und Übersetzer Dieter Koller und Sebastian Wogenstein alles richtig gemacht. Die 37 Lieder entstanden fast alle zwischen 1941 und 1943 in der kulturintensiven Gemeinschaft der Wilnaer Juden, die auch im Ghetto weiterhin produktiv war. Es gab Theater, Kleinkunstabühnen, Musikwettbewerbe, Formen des Widerstands gegen die Entmenslichung. Pfiffige Lieder verbreiteten sich dort sofort.



Schatten der Erinnerung: Fotopostkarte undatierten Aufnahme des jüdischen Ghettos in Vilnius

Foto Picture Alliance

Gesammelt wurden sie erstmals 1946 in Łódź. Der Komponist David Botwinik beschreibt in einem Zeitzeugengespräch für das Wexler Oral History Project, dass Überlebende in Kaczerginskis kleines Büro kamen und ihm die Lieder vorsangen. Zu Botwinik (geboren 1920 in Wilna) sagte Kaczerginski: „Schreib sie auf, aber mach sie nicht schöner. Sie müssen sein wie Fotografien.“ Gedruckt wurde die Sammlung erstmals 1947 in Paris, großformatig mit Lithographien von Moses



Dieter Koller, Sebastian Wogenstein, (Hrsg.): „Dos gezang fun vilner geto“. Lieder aus dem Wilnaer Ghetto, gesammelt von Shmerke Kaczerginski. Hentrich & Hentrich, Leipzig 2025. 282 S., 57 Abb., geb., 29,90 €.

Bahelfer, der von 1928 bis 1932 am Bauhaus in Dessau studiert hatte. Im Jahr darauf erschien in New York eine zweite Sammlung, „Lider fun di getos un lagern“, herausgegeben von Kaczerginski und dem New Yorker jiddischen Dichter H. Leivick. Sie enthielt Ergänzungen und Varianten, weil jeder sich etwas anders erinnert.

Die Lieder dieser beiden Sammlungen gehören längst zum fundamentalen jüdischen Kulturschatz, der überall gesungen wird. Hirsh Glik „Zog nit keynmol az du geyst dem letstn veg“ und Kaczerginskis eigene Kompositionen, insbesondere „Friling“ (geschrieben nach dem Tod seiner Frau im April 1943) und „Shtiler, shtiler“ (über die Massenerschießungen in Ponar) auf eine Melodie des damals elfjährigen Alexander Wolokowyski (in Israel später Alexander Tamir), sind heute ebenso tief im jüdischen Bewusstsein verankert wie Abraham, David, Hiob. Man kann Erinnerung nicht wegspülen,

auch wenn die Motive des fließenden Stroms und des Frühlings zu den wichtigsten Topoi der insgesamt zukunftsgerichteten Lieder gehören. Es gibt im Judentum keine Neuanfänge, nur Kontinuitäten. Musik zumal hat mit Gerüchen gemein, dass sie Hirnregionen aktiviert, die eng mit Erinnerung und Gefühlen assoziiert sind.

Die deutsche Edition von Koller und Wogenstein macht diese Welt jetzt für deutsche Leser intellektuell und emotional erfahrbar. Die Texte der seltenen Pariser Ausgabe (Einführungen, Erklärungen) werden sowohl in Transkription (jiddischer Text in lateinischen Buchstaben) als auch in einer sehr guten deutschen Übersetzung angeboten. Den Liedtexten sind außerdem dankenswerterweise die Originale (jiddisch in hebräischen Buchstaben) beigelegt. Man kann also die Prosa Kaczerginskis sowohl in seiner Einführung wie in seinen Erklärungen

kennenlernen und Tiefe und Sprachwitz der jiddischen Texte bewundern. Die Transkriptionen sind nicht ganz lupenrein, aber das macht nichts, weil man ja die Originaltexte der Lieder hat. Jedem Lied haben Koller und Wogenstein eigene Notizen zur Musiknotation und zum Inhalt hinzugefügt. Ein gründlicher biographischer Anhang ermöglicht die Individualisierung der Lieder. Sie werden so zu Schöpfungen einzelner Autoren in besonderen Umständen.

Sehr gut ist, dass fast jedes Lied mit einem QR-Code versehen ist, der zu Einspielungen führt. Wo es keinen QR-Code gibt, findet man Hinweise auf CDs. Das Größte aber ist, dass man die deutschen Übertragungen sogar singen kann. Sie sind nämlich perfekt den Melodien angepasst, sehr geistreich und ungemein schön. Dieses Buch besichert den Liedern eine Zukunft auch in Deutschland. SUSANNE KLINGENSTEIN

Frauen töten nicht auf dieselbe Art wie Männer

Christiane K. aus Solingen brachte 2020 fünf ihrer sechs Kinder um. Die französische Autorin Prune Antoine widmet dem Fall nun ein Buch.

Prune Antoine, Sie haben sich mit dem Fall von Christiane K. beschäftigt – einer Mutter in Solingen, die im September 2020 fünf ihrer sechs Kinder tötete. Als Sie mit Ihrer Arbeit begannen, waren Sie selbst Mutter einer kleinen Tochter. Was genau hat Ihr Interesse an diesem Fall geweckt? Wir befanden uns mitten in einer Pandemie, meine Tochter war damals zwei Jahre alt. Ich war erschöpft und wütend: Es war die Zeit des zweiten Lockdowns, Kindergärten und Schulen wurden auf unbestimmte Zeit geschlossen – eine enorme Belastung für Mütter. Und als ich zum zehnten Mal an diesem Tag mit meiner Tochter im Kinderwagen spazieren ging, entdeckte ich diese Schlagzeile in einer Zeitung...

Was für eine Schlagzeile genau?

„Sie deckte den Frühstückstisch und tötete die Kinder.“ Und da war dieses Wort „Kindsmörderin“. Das gibt es im Französischen nicht, man sagt nicht „tueuse d'enfants“. Ich dachte: Was ist das denn für ein Wort? Es gab mir das Gefühl, in einem Märchen zu sein, im Mittelalter, in einem seltsamen Klischee. Ein paar Monate später habe ich mit Christiane K.s Anwalt Kontakt aufgenommen, und er hat mir schnell Akteneinsicht gewährt und ein Treffen im Gefängnis organisiert.

In dem Buch, das Sie Christiane K. widmen („Eine Frau in Deutschland. Der Fall der Christiane K.“, Hanser Berlin Verlag, Berlin 2025, 256 S., geb., 25,- €), setzen Sie dem Bild der „Todesmutter“ Ihre eigenen Recherchen entgegen: Christiane K. lebte getrennt, war 27 Jahre alt,

hatte sechs Kinder; sie hat häusliche Gewalt in ihrer Ehe und in ihrer Jugend erlebt, womöglich ist sie als Jugendliche vergewaltigt worden, auch durch den eigenen Vater, der wegen des Besitzes von Kinderpornographie verurteilt wurde. Als Jugendliche versuchte sie, sich umzubringen – und wurde in psychiatrische Kliniken eingewiesen.

Christiane K. war 13 Jahre alt, als sie zum ersten Mal in die Psychiatrie kam. In ihren Briefen und Tagebüchern hat sie ihre schlechte Beziehung zu ihrem Vater oft thematisiert: Sie konnte ihn nicht ausstehen und seinen Geruch nicht ertragen. Sie hat mir beschrieben, wie sie als kleines Mädchen nur einschlafen konnte, wenn sie etwas vor die Tür gestellt hatte. Sie hat keine Erinnerungen und weiß nicht, ob sie missbraucht wurde. Aber es gibt einen Verdacht, das ist der erste Punkt. Der zweite ist, dass sie nach eigener Aussage auch als zwölf Jahre alte Mädchen eine Vergewaltigung erlebte.

Sie hatte deswegen Anzeige erstattet.

Sie war eine Musterschülerin, aber nach diesem Ereignis begann sie, den Unterricht zu schwänzen, sich selbst zu verletzen. Sie entwickelte eine Essstörung. Sie schnitt sich die Pulsadern auf. Sie wurde für mehrere Monate in eine Spezialklinik eingewiesen. Die Psychologin, die von der mutmaßlichen Vergewaltigung wusste, drängte sie, Anzeige zu erstatten, aber da lag die Tat bereits zwei Jahre zurück. Christiane K. konnte sich nur schlecht erinnern, die Indizien reichten nicht aus. Niemand glaubte ihr.

Angesichts dieser Lebensgeschichte wirkt es tatsächlich erstaunlich, dass sie vor Gericht für voll zurechnungsfähig gehalten wurde.

Das war es, was mich überrascht hat. Eine alleinerziehende Mutter von sechs kleinen Kindern im Lockdown, aber kein Burnout, keine Depression, keine dissoziative Störung. Dabei gab es Hinweise auf eine mögliche Dissoziation, etwa am Morgen der Tat, als Christiane K. in der Schule anrief, um zu fragen, ob sie ihren ältesten Sohn abholen könne. Die Schulleiterin fragte sie, ob sie alleine sei, und sie antwortete: Nein, ich bin nicht allein. Es ist bekannt, dass viele Opfer insbesondere von sexuellem Missbrauch, Vergewaltigung oder Inzest dissoziative Syndrome entwickeln.

Christiane K. hat stets darauf bestanden, unschuldig zu sein. Sie sprach von einem Mann in schwarzer Kleidung, der in ihre Wohnung eingedrungen sei und die Kinder getötet haben soll.

Der Mann ist natürlich eine Konstruktion, aber in meinen Augen hätte man dieser psychiatrischen Spur mehr nachgehen können. Ich sage nicht, dass es hier einen Justizirrtum gibt. Aber ich sage, dass das Recht und die Psychiatrie vielleicht noch nicht auf eine Weise zusammenkommen, wie sie es sollten und könnten. Insbesondere in der Art und Weise, wie Frauen beurteilt oder begutachtet werden. Ich erinnere mich gut an eine Begegnung mit einer Psychiaterin, die ein Gutachten über Christiane K. geschrieben hatte.

Sie sprachen mit ihr über Christiane K.s Suizidversuch nach der Tat.

Ja, nach der Tat hatte sich Christiane K. vor einen Zug geworfen und schwer verletzt überlebt. Die Psychiaterin erklärte mir, dass man zwischen absichtsvollen und demonstrativen Suiziden unterscheidet – wer sich wirklich umbringen wolle, dem gelinge das meist auch. Christiane K. aber habe sich vor einen einfahrenden, nicht vor einen durchfahrenden Zug geworfen, daher seien ihre Überlebenschancen größer gewesen. Ich finde das fast verrückt.

Morgen im Bücher-Podcast



Kann aus Ablehnung Liebe werden? Maria Wiesner spricht mit Yael van der Wouden über deren Roman „In ihrem Haus“.

faz.net/buecher-podcast

Die Frage, die Sie aufwerfen, ist dann systemischer Natur: Werden Mütter schlechter diagnostiziert als Väter und in der Folge härter bestraft?

Aufschlussreich war in dem Zusammenhang ein Gespräch, das ich mit einer Kriminologin in Frankreich führte. Ich erzählte ihr, dass Christiane K. ihre Kinder erst betäubt und dann ertränkt hatte, und die Kriminologin interpretierte dieses Vorgehen als einen Versuch, die Kinder



Prune Antoine

Foto Chloe Desnoyers

nicht genau die Strukturen, die man eigentlich kritisiert?

Das ist richtig, aber in diesem Buch ergreife ich bewusst Partei. Es ist eine Art, Christiane K. zu verteidigen und ihr eine Stimme zu geben, die ihr meiner Meinung nach völlig vorenthalten wurde. Schreiben heißt, sich zu engagieren. Das kann man kritisieren, aber es war nicht mein Ziel, objektiv zu sein. Ich glaube nicht an die Objektivität des Journalismus, sondern an Ehrlichkeit. Ich empfand die Art und Weise, wie Christiane K. verurteilt wurde, als knallhart. Null Empathie. Die Gewalt, die sie erlitten hat, wurde während des Prozesses zu keinem Zeitpunkt thematisiert – es war mir wichtig, das zu tun.

Sie haben eine hybride Form für Ihr Buch gewählt – manche Kapitel sind fikionalisiert, andere nicht.

Es gab natürlich Dinge, zu denen ich keinen Zugang hatte, und Leute, die nicht mit mir sprechen wollten. Deren Anteile an der Geschichte musste ich anders rekonstruieren. Die Fiktionalisierung ermöglichte mir aber auch, über das Muttersein an sich nachzudenken. Christiane K. hat mehrmals wiederholt, dass ihre Kinder ihr das Leben gerettet hätten, sie war gerne schwanger, die Kinder gaben ihrem Leben einen Sinn.

Im Laufe des Buches kehrt die Frage immer wieder, was es bedeutet, eine Mutter, eine gute Mutter zu sein.

Die einzige Möglichkeit, Christiane K. zu verstehen, bestand darin, in meinem Inneren nach den Dingen zu suchen, die man nicht über die Mutterschaft sagt – nach der Gewalt und auch nach der Sanftheit. Und die Auseinandersetzung mit Christiane K. – wir tauschten Briefe aus, und ich besuchte sie im Gefängnis – war wie ein Dialog, in dem es für mich auch um all die Zweifel und Ambivalenzen ging, die die Mutterschaft mit sich bringt. Ich glaube, dass diese Ambivalenzen sehr alltäglich sind. Und ich glaube, dass sie es ermöglichen, in die Geschichte von Christiane K. tiefer einzusteigen, als das Gericht es getan hat. Die Spuren zwischen dem, was real und erfunden, wahr und illusorisch ist, zu verwischen, entsprach meinem Wunsch, Christianes mentalen und möglicherweise dissoziativen Zustand widerzuspiegeln.

Die Fragen stellte Lena Bopp.



Edvard Munch Das rote Haus. 1926. Öl auf Leinwand. 110 x 130 cm. Schätzpreis: € 1,2–1,8 Mio.

AUKTION 6./7. JUNI

VORBESICHTIGUNG

Köln 15.–17. Mai · Frankfurt 19./20. Mai
Hamburg 22./23. Mai · Berlin 25.–30. Mai
München 1.–6. Juni

KETTERER KUNST

Tel. 089 552 440 · kettererkunst.de

